

# 1. Der Pferdehof

Es war einer jener zauberhaften Tage, die jeder Winter beschert und die wie der schöne Geist des Sommers erscheinen. Die Lieblichkeit des Morgens war jedoch besonders deutlich wahrzunehmen von der Stelle aus, wo sich Malcolm Colonsay in dem alten, rau gepflasterten Pferdehof von Lossie House befand. Er stand auf den unebenen Steinen und pflegte das Fell einer stattlichen, unruhigen Rappstute. Nichts an ihm deutete darauf hin, dass er etwas anderes war als ein gewöhnlicher Stallknecht.

Die Stute sah gefährlich aus. Ab und an warf sie aus dem einen sichtbaren Auge, von dem nur das Weiße zu sehen war, einen Blick nach hinten, doch der junge Mann war auf der Hut und im Umgang mit ihr ebenso vorsichtig wie furchtlos. Als er endlich mit dem Striegeln des Fells fertig war, nahm er ein Stück Zucker aus der Tasche und hielt es ihr hin; sie nahm es sich mit ärgerlich aussehendem Biss. Der Morgen war kalt und frisch, aber leuchtend von der Sonne. Doch trotz der Kälte lag eifriges Leben in der Luft.

Während sie so dastanden, erschien auf der anderen Seite des Hofes im Schatten ein Mann, der halb wie ein Bauer, halb wie ein Anwalt aussah.

„Sie verderben diese Stute, MacPhail!“, rief er.

„Das ist kaum möglich, sie könnte nicht viel schlimmer sein“, entgegnete Malcolm.

„Peitsche und Sporen braucht sie, nicht Zucker.“

„Beides hat sie gehabt und wird sie zu seiner Zeit wieder bekommen, und ich hoffe, ich kann einiges mit ihr anfangen, wenn es so weit ist, Sir.“

„Ihre Zeit hier wird sowieso nur kurz sein. Sie ist den Zucker nicht wert, den Sie ihr geben.“

„Aber Mr. Crathie – sehen Sie sie doch nur an“, sagte Malcolm in vorwurfsvollem Ton, während er einige Schritte zurücktrat und sie bewundernd ansah. „Haben Sie solche Beine, einen solchen Hals und Kopf und ein solches Hintergestell gesehen? Sie ist in jeder Hinsicht schön, bis auf ihr Temperament, und für das kann sie nichts, so wenig wie Sie und ich. Sie ist eine solche Schönheit, kein Wunder, dass der Marquis sie kaufte in dem Augenblick, da sein Auge auf sie fiel.“

„Eines Tages bringt sie noch jemand um. Je schneller wir sie loswerden, desto besser. Da, sehen Sie!“, setzte er hinzu, als die Stute die Ohren zurücklegte und nach nichts Besonderem schnappte.

„Sie sollte das Lieblingstier meines – Herrn, des Marquis werden“, entgegnete Malcolm. „Zu schlimm, dass er nicht mehr lange genug lebte, um sie selbst zu zähmen und zu reiten. Ich weiß, dass er sich darauf gefreut hat. Aus diesem Grunde möchte ich mich nicht von ihr trennen, Sir.“

„Ich werde jedes vernünftige Angebot für sie annehmen“, sagte der Verwalter. „Sie werden sie nächste Woche zum Markt in Forres reiten und zusehen, was Sie für den Gaul kriegen können. Allerdings muss ich sagen, dass sie ruhiger geworden ist, seit Sie sich mit ihr abgeben.“

„Ganz sicher ist sie das, aber das wird keinen Tag anhalten, wenn sie verkauft wird. In dem Augenblick, da ich mich von ihr trenne, wird sie so tückisch sein wie vorher. Zu mir hat sie eine gewisse Zuneigung gefasst, weil ich ihr Zucker gebe und weil sie mich nicht abwerfen kann, doch im Herzen ist sie um keinen Deut besser. Sie ist eine ungezügelte Bestie. Ich könnte nicht dran denken, sie zu verkaufen, solange sie in diesem Zustand ist.“

„Soll der achtgeben, der sie kauft“, sagte der Verwalter.

„O ja, das meine ich auch! Ich habe nichts dagegen, solange der Verkäufer weiß, mit wem er es zu tun hat, ehe er sie kauft“, wandte Malcolm ein.

Der Verwalter lachte laut auf. In seinen Augen hatte der junge Mann wie ein kompletter Narr gesprochen. „Wir werden nicht Sie hinschicken zum Verkauf“, sagte er. „Stoat wird mit Ihnen gehen, und Sie haben nichts zu tun, als die Stute und Ihren Mund zu halten.“

„Sir“, erwiderte Malcolm ernst, „Sie meinen doch wohl nicht im Ernst, was Sie sagen? Sie sagten selbst, eines Tages werde sie noch jemand umbringen, und wenn man sie verkauft, ohne den Käufer über ihre Natur aufzuklären, heißt das, glattweg gegen das fünfte Gebot zu verstoßen.“

„Das mag in der Kirche eine gute Lehre sein, junger Mann, aber auf dem Rossmarkt ist das die reine Ketzeri. Nein, nein! Man kauft ein Pferd, wie man eine Frau nimmt – auf gut Glück, je nachdem. Eine Frau muss auch nicht ihre Fehler darlegen, wenn ein Mann sie heiraten will.“

„Vorsicht, Sir! Das ist kein geeigneter Vergleich. Mistress Kelpie hier ist nur zu bereit, ihre Fehler zu bekennen, denn sie gibt jedem, der es wissen will, einen Vorgeschmack, und sie wartet nicht erst, bis sie gebeten wird. Und wenn Sie von mir erwarten, dass ich dazu schweige, Mr. Crathie – genauso gut könnte ich dran denken, dem blauen Peter ein leckes Boot anzudrehen. Und außerdem gibt es außer dem fünften auch noch das achte Gebot. Für Pferde wird da keine Ausnahme gemacht. Wir müssen damit genau so ehrlich sein wie bei allem anderen.“

„Es gibt ein Gebot, junger Mann“, sagte Mr. Crathie in dem Versuch einer würdevollen Zurechtweisung, „das Sie anscheinend nur schwer lernen, nämlich sich um Ihre eigenen Angelegenheiten zu kümmern.“

„Wenn Sie den Heringsfang meinen, dann haben Sie

vielleicht recht“, meinte Malcolm. „Davon verstehe ich mehr als vom Pferdehandel, und es ist auch ungleich anständiger.“

„Keine weiteren Unverschämtheiten“, entgegnete der Verwalter. „Der Marquis ist nicht mehr da, der Sie in Ihren Torheiten unterstützt. Dass er darüber belustigt war, ist kein Grund, warum ich sie hinnehmen sollte. Halten Sie also Ihre Zunge, oder es wird Ihnen noch leidtun.“

Malcolm lächelte seltsam, schwieg aber.

„Sie haben hier zu tun, was ich Ihnen sage, und keine Widerrede“, setzte der Verwalter hinzu.

„Darüber bin ich mir klar, Sir – innerhalb gewisser Grenzen“, erwiderte Malcolm.

„Was soll das heißen?“

„Das soll heißen, dass man sich zu seinem Nächsten so verhält, wie man auch von ihm behandelt sein möchte. Das meine ich, Sir.“

„Ich habe schon einmal gesagt, dass das für den Pferdehandel nicht gilt. Auf dem Rossmarkt muss sich jeder um sich selbst kümmern, davon wird ausgegangen. Wären Sie unter Pferden groß geworden statt unter Heringen, dann wüssten Sie das so gut wie jeder andere.“

„Ohne Zweifel werde ich zu meinen Heringen zurückgehen, denn sie werden sich als die ehrlicheren erweisen. Aber in Kelpie steckt keine Heuchelei, und sie muss ihr tägliches Futter haben, was immer auch geschieht.“

Bei dem Wort „Heuchelei“ lief Mr. Crathie rot an. Er war Kirchenältester und hielt jeden Abend eine Familienandacht mit der gleichen Regelmäßigkeit, mit der er seinen Schlummertrunk zu sich nahm. Das Wort war für ihn beleidigend und unverschämt. Er hätte Malcolm auf der Stelle zum Teufel gejagt, hätte er sich nicht an die Gunst des verstorbenen Marquis für den Burschen erinnert, wie auch der Gunst, welche

die gegenwärtige Marquise ihm entgegenbrachte, und der ihm selbst erteilten Weisungen, sich ihm gegenüber freundlich zu verhalten. Er würgte daher Wut und Ärger hinunter und erklärte streng: „Malcolm, Sie haben zwei Feinde – eine vorwitzige Zunge und eine kräftige Einbildung. Sie haben wenig, worauf Sie stolz sein könnten. Ich gebe Ihnen den guten Rat: achten Sie auf das, was Sie tun, und erweisen Sie Ihren Vorgesetzten den nötigen Respekt, sonst werden Sie bei Ihren Fischdärmen landen, so sicher wie das Amen in der Kirche.“

Während er redete, strich Malcolm mit seiner Hand immer wieder beruhigend über Kelpies Fell. In dem Augenblick, da der Verwalter zu Ende war, hörte er auf mit Streicheln, legte einen Arm über den Rücken der Stute und blickte ihm voll ins Gesicht. „Wenn Sie sich einbilden, Mr. Crathie, dass ich es für eine weltliche Vergünstigung halte, dem Befehl eines Mannes unterstellt zu sein, der weniger ehrlich ist, als er sein könnte, dann haben Sie sich getäuscht. Ich glaube nicht, dass dies Stolz ist. Ich lege wohl die Netze des blauen Peters aus, aber ich würde niemals für irgendeinen Verwalter zwischen hier und Neufundland lügen.“

Das war zu viel für Mr. Crathie. Die Gefühle übermannten ihn und die Wut stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er mit erhobener Faust auf Malcolm losging.

„Bleiben Sie von der Stute weg, Mr. Crathie, um Himmels willen!“, rief er.

Doch schon während er sprach, fuhr das glänzende Hufeisen von Kelpie dem entsetzten Verwalter mit einem blitzartigen Schlag entgegen. Er fuhr zurück, weiß vor Schreck, war er doch um ein knappes Zoll Raum und einen knappen Augenblick Zeit dem entgangen, was er Ewigkeit nannte.

Wie betäubt vor Angst wandte er sich um und taumelte halb über den Hof, bis er sich wieder gefangen

hatte. Dann kehrte er zurück und sagte mit der ganzen Würde, die er zusammenkratzen konnte: „MacPhail, Sie sind entlassen!“

In seiner törichten Vorstellung glaubte er, Malcolm habe die Stute zum Ausschlagen veranlasst.

„Ich kann erst gehen, wenn Stoat heimkommt“, antwortete Malcolm.

„Wenn ich Sie nach Sonnenuntergang noch hier sehe, werde ich Sie mit der Reitpeitsche traktieren“, erklärte der Verwalter und ging.

Malcolm lächelte wieder seltsam, schwieg jedoch. Er nahm der Stute das Halfter ab und führte sie in den Stall, wo er sie fütterte. Er blieb bei ihr stehen, während sie aß, und ließ sie keinen Augenblick aus den Augen. Seit ihrer Ankunft wenige Tage nach dem Tode des Marquis hatte Malcolm sich ihrer angenommen, in der Hoffnung, sie ein wenig zu zähmen. Der Verwalter, der Malcolm als noch unter den ihm unterstellten Dienern stehend ansah, gestattete ihm wie dem Pferd dazubleiben in der Hoffnung, bei einem Verkauf im Laufe der Zeit einen höheren Preis zu erzielen, als ihn der Marquis hatte für das Pferd anlegen müssen.

Als die Stute mit ihrem Hafer fertig war, überließ Malcolm sie dem Heu, denn sie verbrauchte große Mengen Futter, und ging ins Haus. Er kam durch die Küche und stieg die Wendeltreppe zur Bibliothek hinauf. Als er den engen Gang im zweiten Stock entlangschritt, spähte Mrs. Courthope aus einem der Schlafzimmer ihm nach und beobachtete ihn beim Gehen, wobei sie einige Male entschieden mit dem Kopf nickte. Er erinnerte sie stark, nicht an den verstorbenen Marquis, sondern an dessen Bruder, seinen Vorgänger, und zwar so sehr, dass sie sich sicher war, er habe in seinen Adern genauso viel Colonsay-Blut als jeder von den Marquis, wer immer auch seine Mutter gewesen sein mochte.

Malcolm ging direkt in eine bestimmte Ecke, zog aus

einer staubigen Gruppe von Klassikern einen schmalen Band hervor, setzte sich und begann zu lesen. Doch er konnte seine Gedanken nicht auf die Worte konzentrieren, denn sie waren mit anderen Dingen beschäftigt. Er dachte daran, wie der verstorbene Marquis vor ungefähr drei Monaten ihn auf dem Totenbett insgeheim als seinen Sohn anerkannte und ihm das Wohlergehen seiner Schwester anvertraute. Die Erinnerung an diesen Auftrag schwand keine Sekunde aus seinem Herzen. In den vergangenen Monaten lastete eine qualvolle Verwirrung auf ihm. Denn wäre er als der Marquis von Lossie hervorgetreten, dann hätte dies nicht nur bedeutet, Florimel den Titel zu nehmen, den sie als ihren eigenen ansah, sondern sie auch für illegitim zu stempeln, denn da die erste Frau des Marquis – Malcolms Mutter – bei ihrer Geburt noch am Leben war, wurde die Heirat des Marquis mit Florimels Mutter null und nichtig. Wie sollte er also handeln, damit der Mensch, den er so liebhatte, so wenig wie möglich von Skandal betroffen wurde?

Trotz seiner eigenen einfachen Bildung sorgte er sich um seine eigenen Aussichten nicht. Er, der auf geheimnisvolle Weise der Fürsorge eines blinden Dudelsackpfeifers aus dem Hochland anvertraut worden war und unter dem Fischervolk der Seaton aufwuchs, war ganz natürlich in ihre Lebensweise und Tätigkeit hineingewachsen. Erst in jüngster Zeit hatte er den Beruf eines Fischers aufgegeben, um die Jacht des Marquis zu übernehmen, und nach und nach war er ihm und seiner Tochter durch seine Hilfsbereitschaft unentbehrlich geworden; so war er als bevorzugter Diener in das Herrenhaus von Lossie übersiedelt. Seine Buchweisheit verdankte er in erster Linie der Freundschaft mit dem Schullehrer der Gemeinde.

Hätte er sich damit begnügen können, für Florimels Zukunft zu sorgen und gleichzeitig mit einem guten

Gewissen den Leuten treu zu bleiben, die seiner Sorge als Marquis anvertraut waren, dann hätte Malcolm wahrscheinlich nie die Notwendigkeit empfunden, sich als Marquis zu bekennen. Er war ganz zufrieden mit seiner Arbeit als Fischer, Stallknecht oder Diener, soweit er sicher sein konnte, damit den Interessen Florimels am besten zu dienen.

Doch nun schienen Ereignisse, über die Malcolm keine Kontrolle hatte, eine solche Wahl unmöglich zu machen. Florimel war nicht nur aus Portlossie abgereist und damit dem Bereich seines Wirkens entzogen, sie war darüber hinaus in einen Bekanntenkreis geraten, der nach Malcolms Urteil – gelinde ausgedrückt – sich mehr um das eigene Wohlergehen sorgte als um Florimels Wohl. Die Marquise von Lossie, wie sie nun genannt wurde – denn sie gehörte zu den zwei oder drei Familien Schottlands, in denen der Titel auch in weiblicher Linie vererbt wird – stand seit dem Tode ihres Vaters unter der Vormundschaft einer gewissen verwitweten Gräfin. Lady Bellair hatte sie zuerst nach Edinburgh und dann nach London mitgenommen. Die meiste Sorge bereitete Malcolm Florimels potentieller Freier, Lady Bellairs Neffe Lord Meikleham. Nachrichten über sie erhielt Malcolm durch Mr. Soutar, den Anwalt des verstorbenen Marquis in Duff Harbor. Die jüngste Information besagte, dass sie sich, so schnell das die Schicklichkeit während der Trauerzeit erlaubte, in den Strudel der Londoner Gesellschaft stürzte. Malcolm war ganz verzweifelt, dass er ihr als Bruder so wenig hilfreich sein konnte. Könnte er erst wieder ihr Skipper, Reitknecht oder Diener sein, dann könnte er wenigstens feststellen, wie er ihr am besten die zwischen ihnen bestehenden Bande enthüllen konnte, ohne gleich von Anfang einen Bruch herbeizuführen und so die Hoffnung zu zerstören, ihr und dem Auftrag ihres gemeinsamen Vaters zu dienen.



Die Türe der Bibliothek öffnete sich und Miss Horn trat ein. Sie sah streng, ernst und hart – beinahe wild aus. Sie ergriff Malcolms Hand mit einer gewissen leichten Unzufriedenheit und ließ sich in einen der Sessel fallen, die in der Bibliothek in großer Zahl umherstanden.

„Bezeichnest du dich als ehrlichen Menschen, Malcolm?“

„Ich bezeichne mich als gar nichts“, antwortete er, „aber ich hoffe das zu sein, was Sie sagen, Miss Horn.“

„O, ich bezweifle nicht, dass du weder stehlen noch Lügen über ein Pferd erzählen würdest. Ich bin eben gekommen, weil sich einige über dich das Maul zerreißen. Mistress Crathie erzählt mir, dass ihr Mann vor Wut schäumt, weil du keine Unterlassungslüge über die schwarze Stute auf dich nehmen willst. Doch ein Gentleman darf nicht lügen, auch nicht durch Verschweigen. Und doch – was ist dein Leben jetzt schon anderes als eine Lüge, Malcolm? Du, der ehrliche Marquis von Lossie, verträdelst deine Zeit und Körperkraft mit diesem Gaul, der den Teufel im Leib hat, während deine Halbschwester dem leibhaftigen Teufel in die Arme läuft unter der gottlosen Gesellschaft in London! Lässt du sie nicht mit dem Glauben an eine Lüge weiterleben? Erlaubst du ihr nicht, weiterzumachen, als sei sie etwas Besseres als normale Sterbliche, wo du doch genau weißt, dass sie so wenig die Marquise von Lossie ist wie du der Sohn vom alten Duncan MacPhail? Mut, Mann! Du hast die Wahrheit genauso eingebüßt wie dein Vater, selbst wenn du dafür die Welt gewonnen hast.“

„Sagen Sie nichts gegen den Toten, Mem. Ich will annehmen, dass er nun mit meiner Mutter vereint ist. Und immerhin hat er sich zu ihr als seiner Frau und mir als seinem Sohn bekannt, ehe er starb, und wozu sonst wäre ihm noch Zeit geblieben?“

„Es stimmt aber“, entgegnete Miss Horn, „und nun zu dir. Was dein Vater bekannt hat mit dem Tod vor Augen – dieses gleiche Bekenntnis stößt du wieder zurück in eine Wolke des Geheimnisses, anstatt den Makel vom Gedächtnis der Person zu tilgen, die ich mehr geliebt habe als eine Kusine dritten Grades und mehr als du deine eigene Mutter.“

„Auf ihrem Gedächtnis liegt kein Makel, Mem“, erwiderte Malcolm, „sonst würde ich morgen Marquis sein. Keine Seele weiß, dass sie Mutter war, und genauso wenig weiß jemand, dass sie verheiratet und wessen Gemahlin sie war.“

Miss Horn wollte und konnte hierauf nichts mehr antworten und wechselte deshalb ihre Angriffsfront. „Malcolm Colonsay, du hast dich also mehr oder weniger entschlossen, deine Tage in deinem eigenen Stall zuzubringen, nicht besser und nicht schlechter als ein Diener im Lossie Arms? Und das nach allem, was ich unternommen habe, um dich zu einem Gentleman zu machen. Ich bin zu deinem Vater gegangen wie zu einem Löwen in seiner Grube und habe ihn dazu gebracht, die Sache zu bekennen, obwohl er mit jedem Haar seines steifen Nackens dagegen war. O mein Junge, das war ein Bild, als er mit dem Rücken zur Türe stand wie ein renitenter Bulle!“

„Hüten Sie Ihre Zunge, Mem. Ich kann es nicht hören, wenn von meinem Vater auf diese Weise geredet wird. Denn sehen Sie, ich habe ihn schon liebgehabt, ehe ich wusste, dass in meinen Adern auch nur ein Tropfen von seinem Blut floss.“

„Das ist ja alles gut und schön, aber Vater und Mutter sind Mann und Frau. Du stammst nicht nur vom Vater allein.“

„Das stimmt, Mem. Und niemals werde ich das Gesicht vergessen, das Sie mir im Sarg gezeigt haben – das schönste, traurigste Gesicht, das ich gesehen habe“,

antwortete Malcolm mit zitternder Stimme. „Glauben Sie bitte nicht, dass ich die Toten vergessen werde über meiner Sorge für die Lebenden. Ich sage Ihnen, ich weiß ganz einfach nicht, was ich tun soll. Mein Vater hat sie noch mit seinen letzten Worten, als er schon im Sterben lag, meiner Sorge anvertraut, und bei der Zuneigung, die ich selbst für Lady Florimel habe, wie kann ich da den Sonnenschein aus ihrem Leben vertreiben? Wie kann ich ihr so nahe kommen, dass ich irgendetwas Gutes bewirken kann, was diese Bezeichnung verdient? Da stehe ich, ihr eigener Halbbruder, und habe keine andere Macht, als ihr Herz zu verwunden oder weiterzulügen? Selbst einmal angenommen, dass sie sich zuerst verheiratet, wie stünde sie ihrem Mann gegenüber da, wenn er erfährt, dass sie keine Marquise ist und keinen rechtmäßigen Anspruch auf irgendeinen Namen besitzt als den ihrer Mutter? Und mit welchem Recht dürfte ich zulassen, dass ein Mann sie heiratet, ohne vorher die Wahrheit über sie zu erfahren? Armes Ding! Von ihrem hübschen Kopf blickte sie auf mich herab wie von des Himmels Höhen. Aber ich werde es ihr mitteilen, wenn ich nur den richtigen Weg dazu finden könnte.“ Er seufzte tief auf, und für den Augenblick trat eine Pause ein.

„Wahrheit bleibt Wahrheit“, meinte Miss Horn, „nicht mehr und nicht weniger.“

„Ja“, stimmte Malcolm zu, „doch es gibt einen richtigen und einen falschen Zeitpunkt dafür, sie auszusprechen. Ich habe kein besonderes Geschick für Lügen auf lange Sicht. Sie wissen selbst, Mem, dass es nicht meine Idee war. Ich für mich war nie etwas anderes als ein Fischer.“

„Aber wie ist das mit deinen eigenen Leuten? Wie um alles in der Welt willst du ihnen gegenüber deine Pflicht tun, wenn du nicht Macht und Herrschaft antrittst? Du hast die Macht und das Geld, für sie, die

seit vielen Generationen auf deinem Land siedeln, alles zu tun, was dir beliebt. Es sind ehrliche Leute. Wenn ein Mann König ist, dann hat er die Verpflichtung zum Regieren.“

„Ach, Mem, ich hab mir überlegt, wie gerne ich in Scaurnose einen großen Hafen für die Fischer bauen möchte, die mein eigenes Fleisch und Blut sind. Aber der Grund muss nach Recht und Ordnung gelegt werden, Mem. Und ich werde nicht drangehen, irgendetwas zu unternehmen, bis ich das tun kann, ohne meine Schwester zu ruinieren.“

„Nun, eins ist jedenfalls klar: Du wirst das nie wissen, solange du in einem Stall mit Vierbeinern ohne Verstand und einigen zweibeinigen Wesen mit noch weniger Verstand herumhängst.“

„Zweifellos haben Sie damit recht, Mem. Wenn ich nur die arme Kelpie mit mir nehmen könnte. Denn ich glaube, ich muss gehen“, sagte Malcolm.

„Wohin bitte?“, fragte Miss Horn.

„Oh, nach London, wohin sonst?“

„Und was werden Eure Lordschaft dort unternehmen?“

„Sagen Sie nicht Lordschaft zu mir, Mem, bitte. Ich bin noch nicht daran gewöhnt, und ich bezweifle, ob ich mich je dran gewöhnen werde.“

„Ich weiß nur, dass du dazu bestimmt bist, ein Lord zu sein und nicht ein Stallbursche. Und ich werde keine Ruhe geben, bis du aufstehst und sagst: ‚Was nun?‘“

„Das habe ich mich selbst in den letzten drei Monaten gefragt“, sagte Malcolm.

„In der Tat, aber du hast das zu dir selbst gesagt, und ich will, dass du hingehst und es laut sagst!“

„Wenn ich doch nur wüsste, was ich tun soll!“, sagte Malcolm wohl zum tausendsten Male.